



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem noch Hoffenden: Die Aufhebung des Extraordinariates :
Ketzerereien zur Hochschulreform

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verliert, daß es sich in eine Donauföderation hineinzwingen lassen muß, ja daß es ein sehr starkes finanzielles und wirtschaftliches Interesse an einer solchen Föderation hat. Darum wird Wien den Abfall der Länder verschmerzen, wenn es als eigene Republik im Verband der Donauföderation bleiben kann.

Damit muß man sich in Deutschland abfinden. Der Anschluß Deutsch-Osterreichs darf nicht von der Wiener Frage abhängig gemacht werden. Die Wiener Frage kann für sich allein gelöst werden. Die sozialdemokratische Regierung und Stadtverwaltung aber kann, wenn Wien allein bleibt, so recht nach Herzenslust das alte Liedl singen:

O du lieber Augustin
Alles ist hin, ist hin,
S'Geld ist hin,
S'G'wand ist hin,
S'Volk ist hin,
S'Land ist hin,
O du lieber Augustin!
Wien aber bleibt Wien!



Die Aufhebung des Extraordinariates

Kezereien zur Hochschulreform

Von einem noch Hoffenden



elbst in den heiligen Hallen der Alma Mater rauscht es: „Reform“, — „Hochschulreform“! Eine wichtige Sache! Und mit dementsprechend unendlicher Wichtigkeit tagen an allen Universitäten die Reformkommissionen. Sitzungen ohne Ziel und Zahl werden abgehalten, von den Senaten, von den Fakultäten, von den Extraordinarien- und von den Privatdozentenvereinigungen. Denkschriften und Reformprogramme werden ausgearbeitet und den Ministern überreicht. Sogar der Unterstaatssekretär der Universitäten im preussischen Kultusministerium greift in die Erörterung ein und veröffentlicht seine „Gedanken zur Hochschulreform“.

Vor allem eine Gruppe an den Universitäten ist zu neuem Hoffen und neuen Taten erwacht. In jedem Universitätsorganismus kennt man sie. Sie waren von jeher ein fester Bestandteil des Universitätsganzen: Die Eigengebliebenen, die Verbitterten, die altgewordenen Privatdozenten, die ewigen Extraordinarien. Nicht jeder hat Ordinarius werden können. Gewiß, mancher ist bei aller persönlicher Tüchtigkeit an der Mißgunst der Verhältnisse gescheitert, — ein Stück Tragik, wie alle Berufe es kennen. Aber meist ist es doch so, daß eben unter denen, die die akademische Laufbahn einschlagen, immer auch solche sind, bei denen es zum Ordinariat „nicht reicht“. So wie auch nicht jeder Pastor Generalsuperintendent, nicht jeder Richter Reichsgerichtsrat, nicht jeder Schulmann Rektor werden kann. Einzelne waren so weise, wenn eine Reihe von Jahren der sehnlich erwartete Ruf ausgeblieben war, daß sie rechtzeitig den Übergang in eine andere Laufbahn zu gewinnen suchten. Die meisten aber hatten diesen Augenblick verpaßt und führten nun ein bescheidenes Dasein, teils in stiller Ergebung, die Mehrzahl wohl ein wenig griesgrämig und verärgert und ein Gefühl des Verkanntseins. Im ganzen aber ein harmloses, ungefährliches Völkchen, für deren mancherlei Sonderbarkeiten immer noch die Universität das

beste Asyl darstellte; sie bot ihnen die Möglichkeit, sei es ihren gelehrten Liebhabereien ungestört und ungehemmt zu leben, sei es, ihrer Eigenart entsprechend, in einem kleineren Kreise zu wirken. In den Vereinigungen der Nichtordinarien ließen sie gelegentlich ihren Schmerzen und ihren Wünschen freie Bahn, ohne daß darum die akademische Welt allzu wesentlich erschüttert wurde; die Beachtung, die ihnen zuteil ward, entsprach der ihnen eignenden, im ganzen eben doch recht begrenzten, Bedeutung.

Das ist mit einem Schlage völlig anders geworden. Überall grünen neue Hoffungsreiser, selbst an den abgestorbenen Zweigen des akademischen Gaiues. Jene akademischen „Gewerkshafen“ sind zu ungeahnter, für sie selbst gewiß überraschender, Bedeutung emporgeschwellt. Wie über Nacht sind sie Ausgangspunkt und Mittelpunkt der gesamten Hochschulreformbewegung geworden. Ihre Vorstände sind schier die wichtigsten Persönlichkeiten im heutigen Universitätsleben. Wehe dem Senat und dem Rektor, der es heute noch wagen wollte, ihre Beschlüsse und Forderungen nicht als Dokumente von fast weltpolitischer Bedeutung zu würdigen.

Daß es mit diesen Beschlüssen meist seine eigene Bewandnis hat, verschlägt zwar nicht viel, mag aber doch der Pikanterie halber einmal festgestellt werden. Auch in den Nichtordinarienvereinigungen jammert man über die allgemeine Interessenlosigkeit. Mit gutem Recht; denn wer einmal hinter die Kulissen geschaut hat, weiß, um welche lächerliche Wichtigtuerei im Grunde es sich handelt. Jedermann, Rektor, Minister und Öffentlichkeit, macht den tiefsten Büchling vor diesen mit Emphase vorgetragenen Ansprüchen; jedermann nimmt sie als bare Münze. Es ist sonderbarerweise noch niemandem aufgefallen, zu fragen, wie viele denn eigentlich dahinter stehen. An einer unserer größten Universitäten mit über hundertfünfzig Nichtordinarien ist es feststelltermachen dem Vorstände noch zu keiner Reformsitzung gelungen, auch nur die Hälfte der Beteiligten zusammenzutrommeln; Forderungen von der grundsätzlichen Bedeutung sind an derselben Universität von einem Plenum der Nichtordinarien mit einer Gesamtstimmenzahl von sage und schreibe — siebenzehn anwesenden Kollegen beschlossen worden. Aber das hindert natürlich in gar keiner Weise, daß man mit vollen Backen „die“ Forderungen „der“ Nichtordinarien präsentiert. In Wirklichkeit ist es ein offenes Geheimnis, daß Extraordinarien und Privatdozenten in zwei große Gruppen zerfallen: die Hoffenden und die nicht mehr Hoffenden, und daß ein Interesse an der ganzen Universitätsreform, wenigstens was die Hauptfragen anlangt, im wesentlichen nur die letzteren haben. So wie die Reform sich anläßt, läuft sie im wichtigsten Punkt hinaus auf eine Nivellierung der Stellung der ordentlichen Professoren. Jeder aber, der da hofft, noch einmal „auf natürlichem Wege“ dies Ziel zu erreichen, wäre ein völliger Tor, wenn er den Ast absägte, auf dem er selbst einmal zu sitzen hofft. Wo die Stimme erhoben wird gegen die mit der Prärogative der Ordinarien gegebenen angeblichen Krebschäden im Hochschulleben, da wird man fast ohne Ausnahme die Rufer im Streite dort suchen dürfen, wo die enttäuschten und begrabenen Hoffnungen sind. So kommen jene Programme und programmatischen Beschlüsse von Minderheiten zustande. Von den Hoffenden haben die wenigsten Zeit und Lust, vollends nach vier Kriegsjahren, um diese Standesfragen sich viel zu kümmern, am wenigsten endlose Sitzungen mitzumachen. Es kann gut sein, daß der eine und andere von ihnen, vielleicht auch der Schreiber dieser Zeilen, noch einmal selbst in den Zustand jener verbitternden und verbitterten Hoffungslosigkeit kommt. Vorläufig aber hoffen sie noch, und es dünkt ihnen wichtiger, mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit ihre Zukunft zu bauen. Der Fehler ist höchstens, — sei es, weil die Dinge ihnen zu unwichtig sind, sei es, weil sie das Odium mangelnder Kollegialität scheuen, — daß kaum einer die Mühe sich macht, den Aspirationen der anderen entgegenzutreten. So bleiben jene Betriebsamen im allgemeinen sehr unter sich; so werden jene Beschlüsse zwar, wie geschildert, mit geringen Stimmenzahlen, dafür aber meist mit um so ungestörterer Einmütigkeit gefaßt.

Dies alles wäre nun nicht so sehr schlimm, wäre nichts als eine der mancherlei Grotesken der Zeit, wenn nicht eben von allen Seiten diese Reform-

forderungen sehr ernst genommen würden, ja, wenn sie nicht geradezu von den entscheidenden Stellen zum Angelpunkt der gesamten Hochschulreform gemacht würden. Der preussische Kultusminister hat am 19. Mai 1919 alle Senate und Fakultäten der ihm unterstellten Universitäten einen Erlaß gerichtet, der offiziell die Beratung über die Hochschulreform einleitet: ein Dokument also allerersten Ranges. In diesem Schriftstück ist zwar von mancherlei zu erörternden Problemen die Rede; eine einzige Frage aber wird kurzerhand als „spruchreif“ bezeichnet: die Stellung der außerordentlichen Professoren. Hier sei eine baldige Neuordnung „nicht nur wünschenswert, sondern auch möglich“. „Die völlige Aufhebung des Extraordinariates und die Schaffung einer einzigen Klasse von planmäßigen Professoren ist in Anregung gebracht.“ Es seien demgemäß sämtliche planmäßigen Extraordinariate (und zwar, wie ausdrücklich angeordnet wird, ohne die endgiltige gesetzmäßige Regelung abzuwarten!) in Ordinariate überzuführen.

Diese Verordnung ist ein gewaltiger Sieg jener Extraordinariatenvereinigungen; mit einem Schlage scheint allen jenen Hoffungslosen die Tür zum Ziel aufgetan. Auch sie ist, wie es scheint, mit erstaunlicher Devotion und Ergebenheit hingenommen worden. Und doch würde eine Verwirklichung des ministeriellen Planes von geradezu verhängnisvoller Wirkung für die deutschen Universitäten sein, — in einem Maße, daß hier jedes von kollegialer Rücksicht bisher diktierte Schweigegebot aufhören muß. Zwei Wirkungen werden die völlig unvermeidliche Folge der Aufhebung des Extraordinariates sein: eine Mediokratisierung der Universitäten, ein Sieg der Mittelmäßigkeit die eine, der Tod des Privatdozentenstandes die andere.

Das erste, sollte man meinen, ist eigentlich so selbstverständlich, daß man kaum ein Wort darüber zu verlieren brauchte. Norm jeder ernsthaften Hochschulreform kann nur eines sein: die Höhenlage des gesamten Universitätskörpers. Ob es wohl irgendeinen Menschen gibt, der wirklich meint, das Niveau irgendeiner Universität werde gehoben, wenn nun plötzlich alle jene Männer, die gewiß wacker und achtbar sind, denen man gewiß von Herzen alles Gute gönnen mag, aber die nun einmal es nicht weiter gebracht haben und wahrscheinlich in der Mehrzahl auch nicht weiter bringen würden, die den Typus eines Extraordinarius darstellen, aber eben auch nicht mehr, — wenn sie alle mit einem Schlage in die Reihe der Ordinarien eintreten sollen! Jeder kennt doch diese Typen: — es mag hart sein, aber der Ernst der Gefahr zwingt zu einem offenen Wort, — man gehe doch einmal die Listen einer unserer großen Fakultäten durch, ob das wirklich Männer sind, denen ein gleichberechtigter Platz gebührt in den Fakultäten neben Harnack oder neben Wilamowitz oder neben Stammler!

Es ist sehr bezeichnend: weder in den Reformprogrammen der Extraordinariatenvereinigungen noch in dem Erlaß des Ministers noch in der Broschüre des Unterstaatssekretärs Professor Becker liegt der Nachdruck auf der Schaffung neuer Ordinariate. Das wäre eine Forderung, die man nur begrüßen könnte; ihre Erfüllung bedeutete eine jedem Universitätsfreund erwünschte Bereicherung unserer Hochschulen. Aber die Forderung heißt anders (der Late wird kaum den Unterschied wahrnehmen): „Überführung der bestehenden Extraordinariate in Ordinariate.“ Das letztere heißt eben: die bisherigen Extraordinarien werden kurzerhand Ordinarien. Das erstere dagegen: wie bei jeder Berufung stellt die Fakultät in Vorschlagslisten die Namen der drei besten verfügbaren Köpfe des Faches fest, — es kann sein, daß der Extraordinarius mit unter ihnen ist, vielleicht sogar, wenn seine Qualifikationen dem entsprechen, an erster, am Ende sogar einziger, Stelle; ebenso gut kann es sein, daß sein Name, sicherlich dann nicht ohne Grund, in der Liste fehlt. Was in diesem Falle aus dem Extraordinariat wird, ob es erhalten bleibt, oder ob es nach dem Tode oder Abgang des augenblicklichen Inhabers eingeht, ist cura posterior. Jedenfalls sollte man meinen, diese Form der Besetzung etwaiger neuer Ordinariate, nämlich nicht nach persönlichen, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten, müßte überall, wo man die Qualität der Gesamthochschule im Auge hat, einfach selbstverständlich sein.

In Wirklichkeit haben an einem solchen Verfahren ein Interesse weder die Auser im Streite, — für sie handelt es sich eben darum, daß sie das Ziel erreichen —, noch die Regierung. Auch mit Bezug auf sie sollte man sich ja nicht täuschen lassen! Die Universitätspolitik preußischer Personalreferenten, mögen sie Althoff, Elster oder Becker heißen, ist seit jeher klug gewesen. Wirklich, eine großmütige Regierung, die im Augenblick der wirtschaftlichen und finanziellen Katastrophe des Landes mit einer eleganten Handbewegung so und so viele neue Ordinariate schafft, als gäbe es keinen Finanzminister, der im Gegenteil schon jetzt bei jeder erledigten Professur anfragt, ob ihre Neubesezung wirklich nötig sei und ob die Stelle nicht am Ende eingehen könne! Timeo Danaos et dona ferentes! Oder: wär' der Gedant' nicht so verwünscht gescheit . . .! Die vorgeschlagene Methode hat nämlich verschiedene Vorzüge. Einmal: es ist gar nicht zu leugnen, es sieht allerdings ungeheuer fortschrittlich und in der Tat geradezu großzügig aus, wirklich als eine Reform nicht bloß der Worte, sondern auch der Taten, wenn mit einem Schläge aus allen außerordentlichen ordentlichen Professoren werden. Das ist doch eine Regierung, die durchgreift! Ferner, die Regierung vollzieht einen Akt sehr hoher staatspolitischer Weisheit: aus einer ganzen Klasse von unzufriedenen Menschen werden glückliche, dankbare Staatsbürger, auf die sich das Kultusministerium (typisch preußische Universitätspolitik Althoffischer Tradition!) in den Fakultäten verlassen kann. Endlich aber: die ganze Aktion ist ein glänzendes Geschäft, sie ist die billigste Form der Reform, die überhaupt möglich ist. Daß es bei den bisherigen Extraordinariengehältern von 2600 bis 4800 Mark, wenn alle Beamten aufgebessert werden, nicht bleiben konnte, ist selbstverständlich; wenn man, wie geplant, eine einheitliche Professorenklasse „mit möglichstem Spielraum zwischen unterster und oberster Gehaltstufe“¹⁾ schafft, so verfährt es, auf die finanzielle Seite gesehen, sehr wenig, ob man den aufgebesserten Extraordinarius in Zukunft Extraordinarius oder Ordinarius nennt. Sein neues Gehalt wird in beiden Fällen dasselbe sein. So hat für den Augenblick das betreffende Fach zwei gleichberechtigte Vertreter; scheidet aber über Jahr und Tag einmal der eine von beiden aus, sei es der frühere Ordinarius, sei es der frühere Extraordinarius, so wird mit einer Wahrscheinlichkeit, die angesichts der latenten Finanzmisere niemand mit 99,9 Prozent als zu hoch bemessen ansehen wird, der Finanzminister die Einziehung der einen Stelle fordern und erreichen. Sollten diese Konsequenzen wirklich für so weitschauende Männer wie einen preußischen Unterstaatssekretär und Universitätsprofessor nicht auf der Hand liegen? So wird dies hochtönend angekündigte Stück der Universitätsreform, auf dem Umwege über die Vermittelmäßigung der Fakultäten, statt zu einer Bereicherung in Wirklichkeit zu einer Reduzierung der Universitäten führen. Und die die Kosten dieses Sparmanövers werden zu tragen haben, das sind — die Privatdozenten.

Will man die Zukunft eines Berufes sicherstellen, so muß man seinen Nachwuchs, seine Jugend sicherstellen. In der Tat versichert Kultusminister Haenisch in seinem Erlaß mit rührender, fast patriarchalischer Gönnermiene: „Mit großer Besorgnis blicke ich auf die wirtschaftliche Not unseres akademischen Nachwuchses. Vorschlägen zu seiner Sicherstellung sehe ich entgegen.“ Und doch bedeuten die Vorschläge seines Unterstaatssekretärs, trotz der vielen Worte des Wohlwollens, eine enorme Verschlechterung, besser noch Herabdrückung der Lage der Privatdozenten; der Vorschlag aber auf Abschaffung des Extraordinariates ist geradezu das Todesurteil für diesen Stand.

Zuerst: man will die *venia legendi* befristen. Wer nach fünf oder zehn Jahren nicht Professor geworden ist, soll nach Becker in Zukunft „ausgeschifft“ werden. Weil an den Universitäten jene sitzengebliebenen ewigen Nichtordinarien zu einer Landplage geworden sind, sollen ausgerechnet die Jungen es hüben und aus den Privatdozenten sollen Probekandidaten werden, über denen das Damokles-

1) Becker, S. 86.

schwert, Entziehung der *venia*, hängt. Von allem anderen abgesehen, es ist klar, daß die Stellung des Privatdozenten den Studenten gegenüber damit eine völlig andere wird, wenn er nicht mehr freier, ungehemmter Dozent ist, sondern gewissermaßen auf Kündigung angestellter „junger Mann“. Und wo im Universitätsleben kann man denn die Jahreszahl nennen, nach deren Ablauf jemand die rettende Berufung haben muß? Vollends aber, wenn man nun das Extraordinariat beseitigt: wie viele, selbst unter den Tüchtigsten, gibt es denn, die unmittelbar von der Privatdozentur in ein Ordinariat den Ruf erhalten haben?

Was ist ein Extraordinariat? Gewiß, es gibt Einzelfälle, daß man für irgendein Fach aus Sparsamkeit sich mit einer außerordentlichen Professur begnügte. Das war dann ein Fach, entweder das man für minder wichtig hielt, oder das noch in einem gewissen Versuchsstadium war. Es ist völlig richtig, wenn man in diesen Fällen Überführung in ein Ordinariat fordert. Aber in der Regel bedeutet Extraordinariat seinem ursprünglichen Sinne nach doch etwas völlig anderes: daß neben dem Hauptvertreter des Faches ein jüngerer steht, der dasselbe Fach vertritt, aber eben als jüngerer noch in einer Zwischenstellung. Wenn den Privatdozenten das Extraordinariat als Durchgangsposten genommen wird, so ist das für den größten Teil derselben fast gleichbedeutend mit einer Abschneidung ihrer Zukunft. Jedes beliebige Beispiel kann das ohne weiteres verdeutlichen. In A. ist die Anglistik vertreten durch ein Ordinariat und ein Extraordinariat. Scheidet der Extraordinarius einmal aus, so wird normalerweise ein jüngerer fähiger Privatdozent sein Nachfolger, normalerweise wieder, um nach einer Reihe von Jahren diese Übergangsstellung mit der Endstellung eines Ordinariates zu vertauschen. Völlig verschoben wird jedoch die Lage, wenn aus dem Extraordinariat jetzt durch die Hochschulreform ein zweites Ordinariat wird. Das wahrscheinlichste ist, davon war schon die Rede, daß in ein paar Jahren bei der ersten Vakanz die eine Stelle eingezogen wird; so bleibt das eine Ordinariat übrig, — das alte Extraordinariat, das dem jungen Dozenten den Übergang zum Ordinariat vermitteln sollte, ist in der Versenkung verschwunden. Sollte aber je wider Erwarten die Fakultät durchsetzen, daß tatsächlich beide Stellen weitergeführt werden, dann scheiden gerade die Zungen diesmal in den allermeisten Fällen als Bewerber aus. Denn nun handelt es sich ja um die Neubesezung eines Ordinariates, und mit Recht wird man hierfür in der Regel eine schon bewährte Kraft zu gewinnen suchen. Der Erfolg der Reformaktion ist evident: jedes verschwundene Extraordinariat bedeutet für den akademischen Nachwuchs eine Wahrscheinlichkeit weniger des Weiterkommens. Sind die Extraordinariate einmal nach den Plänen des preußischen Kultusministers überhaupt beseitigt, so ist damit das Minimum von Zukunftsmöglichkeit für den Privatdozentenstand gegeben. Professor Becker wird kaum recht behalten: niemand werde dem verschwundenen Extraordinariat eine Träne nachweinen, es sei denn der Finanzminister. Aber sein Chef wird dann erst recht allen Grund haben: „Mit Besorgnis blicke ich auf die Not unseres akademischen Nachwuchses — — —“

Wichtig ist allerdings, daß nicht immer heute das Extraordinariat dem entspricht, was das Beispiel meinte. Tatsächlich gibt es nicht wenige Fälle, in denen es zum Mutterboden eben für jene fatalen Fälle der ewigen Extraordinarien geworden ist. Aber diese bedauerlichen Erscheinungen im Universitätsleben kommen zustande, ganz gewiß nicht, weil es Extraordinariate gibt, sondern weil die Extraordinariate sehr oft widersinnig besetzt werden. Hier mögen Fakultäten und Ministerien an ihre Brust schlagen. Ließe man stets den Grundsatz walten, in das freigewordene Extraordinariat einen tüchtigen Anfänger zu berufen, von dem man erwarten kann, daß es für ihn in der Tat ein Durchgangsposten wird, dann würde es sehr viel weniger sitzengebliebene und darum sehr viel weniger alte, verärgerte, verunglückte Extraordinarieneexistenzen geben. Aber man hat vielfach aus Mitleid, aus Sentimentalität, um den Betroffenen endlich einmal unterzubringen und damit einstmals zufrieden zu stellen, das Extraordinariat nicht dem Tüchtigsten, sondern einem schon als Privatdozent Altgewordenen, Sitzengebliebenen gegeben. Damit

hörte allerdings das Extraordinariat auf, Durchgangsposten für junge Dozenten zu sein; was daraus wurde, war: Abfindungsposten für Mittelmäßigkeiten. Damit ist es in der Tat eine Quelle der Unzuträglichkeiten geworden, damit dann auch die durchaus abschaffungswürdige Institution. Aber daß man für alle diese Sünden die Schulblosesten büßen läßt, ist nicht recht. Und daß man damit ausgerechnet diejenigen trifft, die die Zukunft der Hochschulen sind, ist nicht nur nicht recht, sondern mehr als dies: ist ein Fehler!

Anderere mögen die Hochschulreform begrüßen und aus ihr Vorteile erhoffen. Für die Jugend innerhalb der Dozentschaft bedeutet sie: Degradierung zu einer Probekandidatur, von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Es wäre sachlich richtiger, diesen Konsequenzen Rechnung zu tragen und gleichzeitig mit dem Extraordinariat auch die Privatdozentur überhaupt abzuschaffen. Es mag ja sein, daß sich dann andere Formen eines akademischen Nachwuchses bilden, vermutlich, trotz aller Beschwörungen von oben, beamtenmäßigerer, affessoralerer, vielleicht auch bequemerer Art. Darum brauchen wir absterbendes Geschlecht uns nicht zu sorgen. Aber man schaffe klare Verhältnisse und schicke uns beizeiten nach Hause. Es wäre auch menschenfreundlicher: Hat' der Kaze den Schwanz ab, hat' ihn aber gleich ganz ab!



Der neue Umschwung in Südrußland¹⁾

Von G. Franz, Major im Generalstabe



Es darf wohl als sicher gelten, daß Petlura Kiew wiedererobert hat. Unwahrscheinlich klingt diese Nachricht nicht. Sowjetrußland, das alte etwas verstümmelte großrussische Rußland, auf allen Seiten von Feinden umgeben, ist nicht stark genug, sich gleichzeitig auf allen Fronten zu behaupten, wohl aber seiner zentralen Lage nach imstande, an den operativ wichtigsten Stellen seiner Peripherie mit überlegenen Kräften erfolgreich zu kämpfen. So kann man fast durchgehends feststellen, daß Erfolge an einer Front von Misserfolgen an anderen Frontteilen begleitet sind. Nirgends lassen sich aber die erzielten Erfolge mit Nachdruck soweit verfolgen, daß der eben geschlagene Gegner endgültig abgetan wäre; denn inzwischen zieht an einer anderen Stelle die bedrohliche Lage Verstärkungen an. Und je nach der Initiative dieser nicht einheitlich und in planmäßiger Zusammenarbeit handelnden Gegner wechselt das Kriegsglück im Norden, Osten und Süden. Die Feinde Sowjetrußlands sind, einzeln genommen, den Bolschewiken nicht gewachsen. Zusammengeschlossen könnte es ihnen nicht schwer fallen, der Räte-republik den Garauß zu machen. Aber ihnen haften die Mängel des Koalitions-krieges in verschärftem Maße an. Der allen gemeinsame Feind bedingt für sie noch lange nicht gemeinsame Kriegsziele! Wie will man Polen, Esthen, Finnen, Kolltschak, Denikin und schließlich Petlura unter einen Hut bringen! Und selbst — wäre es politisch gelungen, militärisch diese heterogenen Elemente bei den gewaltigen Entfernungen und Verkehrsschwierigkeiten zu einer einheitlichen, Erfolg verheißenden Operation zusammenzufassen, das wäre zwar eine unendlich reizvolle Aufgabe, die aber Voraussetzungen fordert, die vorläufig nicht vorhanden sind. Diesen von allen Seiten umspannten Koloß zu erdrücken, wäre ein Gegenstück zu Deutschlands militärischer Leistung, das sich vier Jahre gegen eine ähnliche Umklammerung mit Erfolg gewehrt hat.

¹⁾ Vgl. Grenzboten 1919, Heft 27.